

Zeitschrift: Fraueztig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1995-1996)
Heft: 3

Artikel: Kitsch hat eine Melodie : Der Groschenroman und seine Schreiberin
Autor: Leibundgut, Yvonne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054075>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kitsch hat eine Melodie

Der Groschenroman und seine Schreiberin

Haben Sie auch schon mit Vergnügen einen Sylvia-Roman verschlungen? Bestimmt nicht, das ist doch Schund, so was liest frau nicht. Erstaunlich bloss, dass sich Groschenromane noch immer gut verkaufen, allein in Deutschland 300 Millionen Stück im Jahr. – Eine rosarote Reportage über die Leidenschaft für Triviales und die Lust am Kitsch.

Von Yvonne Leibundgut (Text)*
und Lucia Degonda (Fotos)**

«Montag, 12. Juni um 14.30 Uhr. Ich freue mich auf Ihre Fragen und Ihren Beitrag», stand in einer blassblauen Handschrift auf der Karte.

Ein kaltfeuchter Juninachmittag, der Himmel grau verhangen. Ein Einfamilienhausquartier am Rande einer Kleinstadt. Achtlos auf die Strasse geworfen ein Kinderfahrrad. Ein Haus hinter einer Gartenmauer. Ein schmaler, kurzer Weg durch einen Garten, der ruhig wirkt, grün und gepflegt. Gepflegt ist auch die Frau, die die Haustüre öffnet. Der mausgraue, knöchellange Jupe, auf beiden Seiten bis zu den Knien geschlitzt, der apricotfarbene Garnpullover, die kurzen graumelierten Haare. Dreissig Jahre lang war sie Moderedaktörin bei einer Zeitung, ist Mutter zweier nun erwachsener Töchter, hat ihre Heimatstadt nie verlassen und ist heute noch in der Kirchengemeinde tätig: Lotte Ravicini-Tschumi. Ausserdem schreibt sie Trivialromane, sogenannte Schundliteratur. «Nehmen Sie das, was ich über Trivialliteratur sage, nicht zu ernst. Das Schreiben von Groschengegeschichten ist meine Leidenschaft, die ich jedoch mit einer grossen Portion Selbstironie betreibe.» Mit diesen Worten begrüßt sie mich und steht schon auf der rundgeschwungenen Treppe, die in ihr Schreibzimmer im zweiten Stock führt. An den Wänden im Treppenhaus hängen gerahmte Bilder: Frauen in noblen Kostümen, mit Sonnenschirmen und grossen Hüten. Einige der Bilder sind aus alten Modezeitschriften ausgeschnitten, zum Teil sind es Stiche. Auf einer Treppenstufe steht ein Gartenzwerg, farbig, dick, aus Plastik, und schmunzelt allen entgegen, die hinaufsteigen. Im ersten Stock ein grosses Fenster und hinter dem Glas, wenn man mit plattgedrückter Nase hinausschaut, ein kleiner Teich im hinteren Teil des Gartens. Drei zarte, rosarote Seerosen schwimmen auf dem dunklen Wasser. Griechische Landschildkröten knabbern an jungen Grashalmen. Auf dem Kiesplatz steht zwischen Bäumen und Sträuchern eine hellbraune, schlichte Holzbank. «Man hat dort draussen genau das, was ich als Vorbereitung zum Schreiben brauche: Ruhe und Musse.» Ich drücke die Stirn fester an die Scheibe, blinke und stelle mir vor, dass auf dieser Bank auch Gitta Delhus sitzen könnte. Sie, die

hoffnungsvolle Grafikerin, die sich in einen Grafen verliebt hat, Paul Graf Amberg. «Endstation: Siebter Himmel» heisst der sechzigseitige Roman, Lotte Ravicinis Erstling. Nach einer ganzseitigen Reklame für Comina, ein Produkt gegen Hühneraugen und Hornhaut, beginnt die Liebesgeschichte der jungen Frau, die als Vollwaise bei ihrer Tante Hetti lebt und, um sich im Zeichnen zu üben, oft im Schlosspark des Grafen malt.

«Wildrosen blühten dort, wo der Garten in den Wald überging, Kletterrosen an einem Erkerchen, gefüllte Sorten um den Springbrunnen, niederstämmige Kugel-Bäumchen auf der Terrasse – die Herrlichkeit nahm kein Ende.

Im Frühling hatte Gitta vor allem die markanten alten Bäume mit ihrem Stift festgehalten. Doch bei diesem strahlenden Frühsommerwetter hielt sie sich an die Rosen. Gitta ahnte nicht, dass Paul von Amberg sie von seiner behaglich eingerichteten Turmwohnung aus beobachtete.

Ein charmantes Mädchen, stellte er fest. Klug, liebenswert und zielstrebig. Aber eine Verbindung in Freud und Leid? Eine Ehe, wie sie mir vorschwebt? Ob sie dafür zu gewinnen wäre? Eine Aufwallung von Zärtlichkeit liess sein Blut rascher pulsieren.»

Ein ganzes Jahr habe sie an diesem Roman gearbeitet, immer wieder umgeschrieben, durchgestrichen, neu komponiert, sagt Lotte Ravicini. Einer der grössten Verlage nahm das Manuskript an, Honorar: tausend Mark. Als der Roman ein Erfolg wurde und später auch noch in ungarischer Übersetzung erschien, zahlte ihr der Verlag noch einmal vierhundert Mark. Ganz wenige nur, die grossen Profis, schreiben einen Groschenroman in der Woche und können von dieser Arbeit leben. Die andern sind Hausfrauen und Studentinnen oder verdienen ihr Geld als Bibliothekarinnen, Tierärztinnen oder Journalistinnen.

Der Elfenbeinturm

Wie ihr Romanheld Paul von Amberg hat sich auch Lotte Ravicini ein Zimmer unter dem Dach eingerichtet. Hier oben entstehen ihre Groschen- und Fortsetzungsromane. In der Mitte des grossen Dachzimmers steht ein reichverzielter Holztisch. «An diesem Tisch schreibe ich meine Geschichten, alle mit der Schreibmaschine.» Viele Bücher, in Bücherregalen eingeordnet oder ordentlich aufgestellt, halb versteckt hinter dem Regal, ein alter Kinderkochherd mit kleinen Pfännchen.

Ein Puppenbett, das ihren beiden Töchtern gehört hat, und ein Klavier. Zwei Ständerlampen in zartem Beige, ein Jugendstilplakat, alte Klaviernoten, ein Puppenkopf aus Porzellan. Es sei ihr wichtig, die Gegenstände, die sie liebe, um sich zu haben. Alles hat seinen Platz, ist farblich abgestimmt, hat Stil. Sie würde in diesem Zimmer auch nie eine Abrechnung machen, sagt Lotte Ravicini, «um die Atmosphäre nicht zu stören».

«Hier oben in meinem Elfenbeinturm habe ich die Ruhe, die ich brauche, um zu schreiben. Die Arbeit ist anstrengend und erfordert grosse Konzentration. Oft sind meine Tage angefüllt mit ganz unterschiedlichen Dingen, die zu erledigen sind, da brauche ich einen Ort, um mich zurückziehen zu können.» Auch Annette von Droste-Hülshoff arbeitete in einem «Elfenbeinturm» – ihr Turmzimmer hat sie in manchen von ihren Gedichten zur Sprache gebracht. Marlène Haushofer wies in dem Roman «Die Mansarde» auf die Notwendigkeit eines eigenen Schrebraumes hin. Virginia Woolfs berühmter Satz, «eine Frau muss Geld haben und ein Zimmer für sich allein, wenn sie Fiction schreiben will», gilt eben immer noch, ganz unabhängig davon, ob man Groschenromane oder Sonette schreibt. – Schreiben bedeutet stets, sich einem Alltag zu entziehen, sich abzusetzen von den Dingen, die auch noch gemacht werden müssen: Hausarbeit, Beruf, Kindererziehung. Sich diesen schöpferischen Freiraum zu schaffen erfordert ein hohes Mass an Disziplin. Die Trivalschriftstellerin Marie Walder, die Tochter von Jeremias Gotthelf, verfasste mehrere Trivialromane, obwohl sie mit dreissig Jahren bereits eine Schar Kinder geboren hatte und diese dann alleine grosszog, nachdem ihr Mann gestorben war. Mit dem Schreiben begann sie erst nach seinem Tod. Es ist schwierig sich vorzustellen, wann Marie Walder Zeit fand, Romane zu schreiben.

Auch Hedwig Courths-Mahler, eine der ganz grossen Schriftstellerinnen der Trivialliteratur, musste sich ihren Raum zum Schreiben erst erkämpfen. Während nur vier Jahren hatte sie die Schule besucht, sie arbeitete dann als Dienstmädchen und las ihren Zöglingen, den Kindern ihrer Herrschaft, Geschichten vor. – «Ja, ich möchte sagen, Courths-Mahler, die ist ein Vorbild für mich, in jeder Hinsicht, als Frau, Mensch und Schriftstellerin und in der Art und Weise, wie sie ihr Schicksal gemeistert hat. Aus ärmlichen



Liebe, Glück, Affairen in zwanzig- bis fünfzigtausendfacher Auflage

Verhältnissen hat sie sich emporgearbeitet, führte auch eine Zeitlang einen Salon, in dem sehr viele geistreiche Leute verkehrten. Disziplin war alles für sie. Sie versuchte immer das zu machen, was sie wollte.» Als sie vom Kulturministerium Hitlers angefragt wurde, ob sie ihre Romane, die meist in einem adeligen Milieu spielten, nicht in die Welt des Nationalsozialismus verlegen könnte, lehnte sie ab. Sie wollte nicht die Groschenromanschriftstellerin Hitlers sein. Die nationalsozialistischen Ideen waren ihr zuwider.

Die Marlitt, eine andere ganz Grosse, ja eigentlich die Grande Dame unter den Schriftstellerinnen des letzten Jahrhunderts, schrieb ihre zahlreichen Romane unter ähnlichen Bedingungen. 1825 geboren, wuchs sie in kleinbürgerlichen Verhältnissen auf. Später war sie als Dienstmädchen die Reisebegleiterin einer Baronin und gewann so Einblick in das Leben des Adels. Sie schrieb hauptsächlich melodramatische Romane, Liebesgeschichten, die im adeligen Milieu spielen. Ihre Geschichten handeln von Frauen, die in ärmlichen Verhältnissen leben und durch einen Wink des Schicksals einen Märchenprinzen kennenlernen. Aschenbrödel allesamt ...

Veröffentlicht wurden Marlitts Geschichten in der «Gartenlaube», einer Familienzeitschrift, die Mitte des letzten Jahrhunderts gegründet wurde. Durch die Beliebtheit von Marlitts Romanen verdoppelte sich die Auflage der «Gartenlaube», und die Marlitt oder wie sie mit bürgerlichem Namen hieß,

Fräulein Eugenie John, erlangte mit ihren Büchern weit über den deutschen Sprachraum hinaus Erfolg.

Das Pseudonym und die Einsamkeit

So bekannt und geschätzt wie die Marlitt oder Hedwig Courths-Mahler sind heute die wenigsten der Groschenromanschreiberinnen. Die meisten Frauen bleiben hinter einem Pseudonym versteckt. Nur ganz wenige konnten sich einen Namen schaffen, wie zum Beispiel Barbara Cartland. – So gut wie die sei sie aber auch, erklärt Lotte Ravicini selbstbewusst, nur habe die Cartland Verbindungen zum englischen Königshaus, und die würden ihr fehlen. «Wenn ein Roman veröffentlicht wird, erhält man von dem Verlag ein Pseudonym. Meistens teilen sich mehrere Schriftstellerinnen und Schriftsteller einen Namen. Ich werde deshalb auf Romane angesprochen, die ich gar nicht geschrieben habe. Die Kurzromane aber schreibe ich unter meinem eigenen Pseudonym.» Die Schriftstellerinnen kennen ihre Kolleginnen nicht. Erkundigt man sich bei den Verlagen nach den Namen der Schreiberinnen, wird man höflich, aber bestimmt zurückgewiesen. Wahrscheinlich seien die an einer Vereinzelung interessiert, damit man nicht auf die Idee käme, sich gemeinsam gegen die schlechten Arbeitsbedingungen zu wehren, vermutet Lotte Ravicini. «Bei den Kurzromanen oder den Fortsetzungsromanen gelte ich immer als 'freie Mitarbeiterin'. Das heißt, ich werde nur bezahlt, wenn die Geschichte angenom-

men wird. Schreibe ich einen Roman, so bin ich vertraglich besser abgesichert. Doch sobald ich das Manuskript eingeschickt habe, verliere ich praktisch alle Rechte.» Als sie einmal den Wunsch äusserte, die Redaktion kennenzulernen, stiess sie auf taube Ohren. Man sei nicht an einem engen Kontakt zwischen Schriftstellerin und Verlag interessiert. Dies ist die andere Seite des Elfenbeinturmes: das Alleinsein, die Isolation. «Verschlossen blieb ich, in meiner Träume Zauberburg», heißt es bei Annette von Droste-Hülshoff zur Einsamkeit der Schriftstellerin, und Lotte Ravicini meint: «Zum Glück liest meine Tochter jeden Roman und jede Geschichte. Sie ist meine Kritikerin, meine erste Leserin.» Doch mit dem Geschriebenen und mit der Leere nach dem Abgeben bleibe man allein, fügt sie hinzu. Und die Enttäuschung einer Absage aufzufangen sei nicht immer einfach.

Wahrscheinlich hängt der fehlende Kontakt zwischen dem Verlag und den Schreibenden auch mit der Grösse der Verlage zusammen. Für Bastei arbeiten zum Beispiel hundertfünfzig AutorInnen, davon siebzig regelmässig. Sich da um jede Schreibende zu bemühen – fast unmöglich. Der Groschenroman ist ein Massenprodukt, allein in Deutschland werden pro Jahr 300 Millionen Romanhefte verkauft, und die Qualität eines Romanes wird einzig anhand der Verkaufszahlen bewertet. Es gibt allerdings auch Groschenromane, die mit einem Garantiesiegel versehen sind – wie Freilandeier oder biologisch angebauter Kopfsalat.

Kitsch hat eine Melodie

Die Blütezeit der Groschenromane fiel in die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Die meisten Kleinverlage konnten sich aber nicht lange halten. Heute gibt es nur mehr drei Verlage, die Groschenromane herausgeben. Der bekannteste, der Bastei Verlag, begann seine Liebesromanreihen vor 42 Jahren mit zwei verschiedenen Serien. Derzeit sind es 26 Heftreihen, mit einer Gesamtauflage von einer Million wöchentlich. Je nach Reihe beträgt die Auflage zwanzig- bis fünfzigtausend Stück.

Die goldenen Zeiten des Heftromans sind heute aber Vergangenheit, die Verkaufszahlen stagnieren, die Hälfte der Leserinnen von Liebesromanen ist über fünfzig Jahre alt. – «Die werden nicht mehr so oft gekauft», meint Frau Hofer, eine Kioskleiterin, und zeigt auf die grosse graue Kiste, die, vollgestopft mit Sylvia- und Julianromanen, zuvorderst, neben der Glacetafel steht. «Die jungen Frauen von heute wollen sich nicht mehr in ehe Fantasie-

welt begeben. Träume sind Schäume, und auch von diesem Schaum ist nicht mehr viel übriggeblieben. Beliebt sind Familiengeschichten oder Bücher über Fernsehserien. Wie in der 'Lindenstrasse', das ist viel realistischer und hat mehr mit dem Leben zu tun.» Ich kaufe trotzdem drei Romane und lese sie noch auf der Heimfahrt. Realistisch ist das, was da geschrieben steht, nicht, und trotzdem lege ich die Hefte nicht weg – des Schaumes wegen, oder vielleicht auch wegen Pamela Borg. Doch davon später.

Die Ebene bleibt immer rosarot

«Man schickt das Manuskript ein und wartet auf eine Reaktion des Verlages. Nichts. Man fragt wieder an. Vielleicht haben sie das Manus irgendwo verlegt, oder man bekommt eine Absage oder plötzlich eine Zahlungsanweisung.» Das zweite Manuskript, das Lotte Ravicini eingeschickt hatte, ging beim Verlag

verloren. Viel Arbeit für nichts, sie besass keine Kopie. Der dritte Roman wurde abgelehnt. Geschrieben hatte sie ihn für eine Heftserie, die von einem Kinderheim handelt. Sie liess die Hauptfigur, die Heimleiterin, «abtreten». Eine so gravierende Veränderung des Rasters erfordert jedoch einen Beschluss der Redaktion.

In der Trivialliteratur sind der dichterischen Freiheit enge Grenzen gesetzt: Die Kapitel sollten nicht länger sein als fünf bis sechs Schreibmaschinenseiten, und die Sprache soll auf Fremdwörter möglichst verzichten und komplizierte Schachtelsätze vermeiden. Es existiert auch eine lange Liste von Tabuthemen: keine Kriege und Selbstmorde, keine Homosexualität oder Rassismus, keine rothaarigen Liebhaber. «Auch so schwierige und für die Betroffenen oft schmerzliche Probleme wie Homosexualität oder Selbstmord sollen unbedingt vermieden

Keine Kriege und Selbstmorde, aber immer die grosse Liebe





Schon auf der ersten Seite ist klar: es wird ein Happy-End geben

werden», schreibt der Verlag seinen MitarbeiterInnen, «da man diesen Dingen in einem Unterhaltungsroman in keinem Fall mit allen Konsequenzen gerecht werden kann.» Auch inhaltlich werden den AutorInnen Vorschriften gemacht: «Die Geschichte, in der immer die grosse Liebe zwischen zwei Menschen im Mittelpunkt steht, soll möglichst aktionsreich sein, das heisst, die Handlung wird nicht durch innere Vorgänge, sondern durch Ereignisse von aussen angetrieben.» Lotte Ravicini hält sich an diese Vorgaben. So erfolgt in ihrem Roman die spannende Wende in der Liebesgeschichte erst durch einen Brand: «Graf von Amberg starnte auf die Brandstätte. Eine Träne lief ihm über das russgeschwärzte Gesicht.» Dafür findet der Graf seine geliebte Gitta wieder, die verschwunden war – doch mehr soll nicht verraten werden.

Die Verlage nehmen sich zudem das Recht, beträchtliche Eingriffe vorzunehmen: «Ich schrieb für einen Verlag einen Kurzroman, in dem ein Dirigent und eine Sängerin die Hauptrollen spielten, Jörg Vanderklingen und Diana Darub hiessen sie. Die beiden Hauptfiguren mussten ihre schönen Namen hergeben, damit der Roman in der Schweiz spielen konnte. Aus Vanderklingen wurde dann ein Herr Tobler, was ja eher wie der Name eines Abwartes klingt. Die Geschichte wurde bünzlig. Vorher hatte der Kitsch eine Melodie, dazu sind auch die Namen wichtig.»

Trotz des eng gesteckten Rahmens gelingt es Lotte Ravicini immer wieder, Fragen

aufzugreifen, von denen sie weiss, dass sich auch die Leserinnen in ihrem Alltag damit auseinandersetzen müssen. «Ich habe immer versucht, auch soziale Themen in die Romane einzubringen. Die Kurzromane und besonders jene, die in Zeitschriften veröffentlicht werden, erreichen ein breites Spektrum von Leserinnen. Die Romane beinhalten sozialen Zündstoff.» Kurz vor einer Abstimmung sei in einer sehr bekannten Zeitschrift ein Roman erschienen, in dem die Protagonistin am Ende der Geschichte ihren Kopf an die Schulter eines Mannes lehnte und verträumt meinte: «Ach, gibt es etwas Schöneres, als wenn einer einem das Denken abnimmt!» Ein solcher Satz, meint Lotte Ravicini, sei politisch zu lesen und deshalb wirklich gefährlich.

«Die Kunst ist es, Themen wie zum Beispiel Arbeitslosigkeit oder Emanzipation in einer moderaten Form darzustellen. Man kann nicht einfach frech drauflosschreiben, die Ebene bleibt immer rosarot.» Rosarot eingefärbt wird in den Groschenheften sogar die Frauenemanzipation. Pamela Borg zum Beispiel, berühmte Journalistin und umwerfende Frau, die intensive Beziehungen lebt, in der ganzen Welt herumjetzt und gutbezahlte Artikel schreibt. Sie jagt Verbrecher, ist furchtlos und clever, lässt Drogenringe auffliegen. Für eine Weile bin ich Pamela Borg und schreibe wie von einer Wespe gestochen. Ich werde, genau wie Pamela, die Welt von dem Bösen befreien, denke ich mir und schreibe einen Artikel über Trivialliteratur.

... oder wie man einen Thriller schreibt

1947 verfasste Lotte Ravicini ihren ersten Artikel. Sie wurde später Moderedaktorin im «Emmentaler Blatt» und arbeitete jahrelang bei der «Berner Zeitung». Nachdem sie ihre Redaktionsarbeit aufgegeben hatte, begann sie Groschenromane zu schreiben. Schreiben sei ein Handwerk, das lernbar sei, sagt sie. Ein Buch von Patricia Highsmith, «Suspense, oder wie man einen Thriller schreibt», sei ihr sehr nützlich gewesen. Highsmith gebe dort Tips, die handfest und konkret seien und sich gut umsetzen liessen. Es sei beim Schreiben aber wie beim Klavierspielen, «man muss in der Übung bleiben, darf nicht aufhören, die Fingerübungen zu machen. Am besten wäre es, wenn man morgens, noch im Morgenrock, sich an den Schreibtisch setzen würde. Ich würde am liebsten im Morgenrock arbeiten. Doch mache ich das eigentlich nie, denn dann klingelt es an der Tür, und ich bin nicht richtig angezogen, das geniert mich», erklärt sie und giesst Kaffee in die kleinen Porzellantassen, die mit zartblauen Vergissmeinnicht bemalt sind. Ich nehme mir ein zweites Stück Torte und versuche, mir die elegante Frau im Morgenrock vorzustellen.

Der Zustand zwischen Schlafen und Wachsein sei für die Schreibarbeit der spannendste, denn im Schlaf geschehe ja vieles mit den Gedanken und Überlegungen, die man sich am Vortag gemacht habe. «Schreiben hat für mich sehr viel mit Assoziieren zu tun. Zu Beginn habe ich nur einen Kern,



«Graf von Amberg
starnte auf die
Brandstätte.
Eine Träne lief
ihm über das
russgeschwärzte
Gesicht.»

irgend etwas, was ich erlebt habe, eine Begegnung, eine Situation, die bei mir hängengeblieben ist. Um diesen Kern bildet sich dann beim Schreiben eine Geschichte. Paul Nizon nennt diese Form des Schreibens 'Am Schreiben gehen'.

Üblicherweise schicken die Schriftstellerinnen und Schriftsteller die ersten zwanzig Seiten ihres Romanes an den Verlag, zusammen mit einem Exposé, aus dem hervorgeht, wie die Geschichte enden soll. «Dies macht mir immer Mühe, da ich nach den ersten zwanzig Seiten noch nicht genau weiß, wie sich die Geschichte entwickeln wird. Deshalb schicke ich sie erst ein, wenn der Roman eigentlich schon fertig ist, und hoffe dann, dass der Verlag ihn nicht ablehnt.»

Die Recherchen zu ihren Romanen seien ihr wichtig, besonders wenn es sich um einen historischen Stoff handle. Da müsse alles stimmen, die Kostüme, das Ambiente. «Danach will ich aber meine Geschichte schreiben. Ich könnte nicht wie Eveline Hasler jahrelang einem Thema nachgehen, ohne etwas zu schreiben. Oft weiß ich nicht genau, wo mich meine Geschichte hinführt. Das Schreiben bleibt lange Zeit ein Balanceakt. An einem bestimmten Punkt aber zeigt sich die Struktur so klar, dass ich dann mühelos dem Ende, dem Happy-End entgegenschreibe.» Denn ein Happy-End gibt es immer, dies ist eine weitere Vorschrift der Verlage. Auch wenn die Situation noch so hoffnungslos scheint, noch so verstrickt, am Ende werden die Guten siegen. – Das Happy-End stelle nicht eine Verfälschung der Realität dar, in dem Sinne, dass die Leserinnen denken: Ja schön, aber das passiert mir ja nie. Ein Happy-End gebe Mut, zeige, dass alles möglich sei. Die Leute würden nicht unbedingt

das lesen wollen, was sie den ganzen Tag erleben. Die wenigsten Bauern hätten Gotthelf gelesen. Dafür Hedwig Courths-Mahler, die das Leben der Adeligen beschreibe. Lesen sei eine Möglichkeit, in eine andere Welt zu gelangen, erklärt Lotte Ravicini. Ähnlich sieht dies auch Renate Tintelnot, eine bekannte Trivialschriftstellerin aus Deutschland, die über dreihundert Romane verfasst hat: «Ich gehe kühn davon aus, dass der Leser eines Romanheftes vorrangig Unterhaltung sucht, Ablenkung und vielleicht hie und da ein wenig Trost. Denn die Identifikation mit vom Glück begünstigten Zeitgenossen lässt anscheinend die eigene Bedeutungslosigkeit vergessen. Die gesteigerte Existenz der Phantasie dient dem Leser als Trost für die weniger glückliche Realität.»

Billigfutter – bald vergessen

Vor zwei Jahren hat Lotte Ravicini ein Buch über Mode und Emanzipation geschrieben. «Der Schriftstellerinnraum, den man nie los wird. Ich wusste aber immer, dass ich in der modernen Literatur nichts erreichen kann, ich bin romantischer, verträumter. Da habe ich einen Ausweg gesucht. Mit dem Buch 'Korsett und Karriere' ist der Versuch einigermaßen geglückt. Aber um Literatur zu produzieren, dazu reicht meine Kraft nicht aus.» Dort, wo ihre schöpferische Kraft nicht ausreiche, greife sie auf das Klischee zurück. «Ich habe einen Zettelkatalog angelegt, der nach bestimmten Themen geordnet ist und Zitate von ganz verschiedenen Schriftstellerinnen und Schriftstellern enthält, meist von Schreibenden, die sogenannt gehobene Trivialliteratur schreiben, wie zum Beispiel Rosamunde Pilcher. Ihre Wendungen bieten mir Anstösse, um das, was mir fehlt, zu über-

brücken.» Manchmal wisse sie einfach nicht, wie eine Liebesszene zu schreiben sei, da greife sie auf ihren Zettelkasten zurück.

«Dürrenmatt hat einmal gesagt, am Anfang habe man so viele Bilder im Kopf, und dann schreibe man, am Ende sei man enttäuscht, dass von dem vielen so wenig auf dem Papier ist.» Der Vergleich mit Dürrenmatt sei wohl ein wenig gewagt, fügt Lotte Ravicini hinzu. Doch die Erfahrungen beim Schreiben seien voneinander nicht so verschieden, ob man nun hohe Literatur produziere oder einen Groschenroman schreibe. «Auch Gottfried Keller kann trivial scheinen, nur folgt dann halt auf Triviales ein Widerhaken, eine Doppelbödigkeit. Das Triviale jedoch ist stets austauschbar. Es sind Muster, die sich nicht wesentlich voneinander unterscheiden. Deshalb vergisst man die Geschichten auch gleich wieder. Ich selbst vergesse all meine Geschichten, nachdem ich sie geschrieben habe. – Es ist, wie wenn ich Hunger habe, und ich bin auf dem Bahnhof, dann kaufe ich mir einen Schokoriegel. Den esse ich und vergesse gleich, dass ich ihn gegessen habe. Aber wenn ich in einem Restaurant ganz gepflegt esse, bleibt mir das in Erinnerung. Das Triviale ist Billigfutter. Doch genauso, wie man Fastfood gut machen kann, kann man auch Trivialliteratur gut machen», meint Lotte Ravicini und schiebt sich mit einer Silbergabel ein Stück der vorzüglichen Tessinertorte in den Mund.

* Yvonne Leibundgut studiert Germanistik und ist freie Mitarbeiterin der FRAZ.

** Lucia Degonda arbeitet und lebt als freie Fotografin in Zürich.

Diese Reportage wurde ermöglicht durch einen finanziellen Beitrag des Autonomen Frauentriums Zürich (AFZZ).